

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Die unverzeihliche Sünde [Fortsetzung]
Autor: Fawcett, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

markig erfaßtes Tolentanzmotiv spiegelt sich in „Uebers Jahr“ wieder. Dann erklingt die eigenartige Weise „Die Schwestern“; die „Stunden“ singen von der Vergänglichkeit aller Dinge, und die „Treue“ wiederum erzählt vom ewigen Bestand echter Liebe, ihrem Sieg über Tod und Grab. Ein wunderbares Frühlingslied von echt persönlicher Gestaltung ist das Gedicht „Nimm dich in acht“, und eine tiefempfundene Jugenderinnerung mag in der schlichten kleinen Weise „Einem Schönfärber“*) ihren Nachklang gefunden haben. Als Proben des Hoferschen Musendienstes mögen die folgenden zwei, gerade in ihrer seltsamen Kontrastwirkung für die Reihhaltigkeit der Empfindungsskala unseres Dichters bezeichnenden Gedichte hier eine Stelle finden:

Lenzraß.

Des Lenzes frohe Lieberboten
Sind kündend ihm vorausgeeilt.
Ob Sturm und Schnee dem Holden drohten,
Daß auf der Fahrt er zögernd weilt?
Nicht Stürme sind es, Gott behüte!
Schnee hemmt nicht seiner Sohlen Lauf:
Es hält der Mandel Purpurblüte
Noch in Florenz den Träumer auf.

Ueber die weißen Willen

Ueber die weißen Willen an Hängen und Hügeln
Sieht das Frühlicht sein Füllhorn von Glanz und Gnade.
Goldtore springen. Hufschlag und Klirren von Bügeln
Künden der Fürstin prunkende Kavalkade.

Hoch in Gefolges Mitten auf tänzelndem Braunen
Ihres Leibes Schlankeit wiegend die Schönste der Schönen!
Jeder der Blicke ein lachendes Weltbestaunen,
Jede Regung der Glieder ein Schwingen von jubelnden Tönen!

*) Vgl. „Die Schweiz“ VIII 1904, 552.

Durchlaucht, was greift da für einer Euch jach in die Zügel,
Der grinsend winkend ein rippiges Köhlein reitet?
Die Fürstin erblaßt, die wankend aus Sattel und Bügel
Stumm in den lebenden Schoß eines Pagen gleitet.

Nach den vorliegenden Proben bedürfen die Lieber Friedolin Hofers kaum noch eines weitem Lobes. Nicht unerwähnt bleibe, daß sich durch fast alle diese Dichtungen ein tiefer religiöser Zug, bald mehr bald weniger vorherrschend, hindurchzieht und so die Empfindung, daß wir es mit einem warmen Gemüt und einem glaubensfrohen Dichterherzen zu tun haben, noch bedeutend in uns verstärkt wird. Schöne Zeugen dieser schlichten, aber vollblütigen Frömmigkeit unseres Dichters sind etwa die Lieder „Der Gottsucher“ und „Geigenspieler der Engel“, die das religiöse Motiv zu besonders gediegem Ausdruck bringen. Auch der freundlich-lebenswürdige „Epilog“ in Form eines ungekünstelten Selbstbekenntnisses in Versen und das wehmütige, feierlich-ernste „Letzte Fahrt“, das der erhebenden Abschiedsstunde von Erdenwirken und Lebensgenuß geweiht ist, mögen noch genannt sein. Damit beschließen wir die diesmalige Revue der nationalen lyrischen Produktion und ihrer jüngsten Erscheinungen. Wir tun es mit Dankbarkeit für das bereits Gesehene und in froher Zuversicht auf eine weitere frische, vielversprechende Zukunft und geben unserer Freude über die diesmal empfangenen Gaben mit einem Worte Hofers dichterischen Ausdruck, das wir uns von seiner persönlichen Geltung in ein allgemeines Motto für die behandelten Poeten umgestalten erlauben:

Wir freuen uns tief in der Seele Grund
Und danken es Gott noch zur letzten Stund,
Daß er sie frei von Magisterallüren
Durch seine Wunderwelt wollt' führen!

A. Sch.



„Le Suisse“, alter Brunnen in Pruntrut.

Die alten Brunnen in Pruntrut.

Mit zwei Abbildungen nach photograph. Aufnahmen des Verfassers.

Das alte malerische Städtchen Pruntrut weist in seinen beiden Hauptstraßen zwei prächtige alte Brunnen auf, genannt «Le Suisse» und «La Samaritaine». Infolge ihres hohen Alters — sie sollen aus dem vierzehnten Jahrhundert stammen — ist ihr baulicher Zustand nicht mehr ganz sicher, weshalb sich der Verschönerungsverein um eine Expertise an Professor Dr. Paul Ganz und Architekt Stehlin in Basel wandte. Diese machten den Vorschlag, die beiden wertvollen Kunstdenkmäler in ein Museum zu verbringen und an dem bisherigen Standorte zwei getreue Kopien aufzustellen. Damit scheint man aber in Pruntrut nicht recht einverstanden, wo man lieber die Originale statt der Kopien hat und deshalb versucht, durch entsprechende Ausbesserungen die beiden Brunnendenkmäler zu erhalten. Auf jeden Fall ist erfreulich, daß durch die angeregte Diskussion die Erhaltung der beiden Kunstwerke gesichert ist.

Anton Krenn, Zürich.

Die unverzeihliche Sünde.

Von Edgar Fawcett.

Autorisierte Uebersetzung aus d. Amerikanisch-Englischen von Albertine Weith-Spörrli, Winterthur.

III. Nachdruck verboten.

Verschiedene Tage vergingen, ehe Lady Millicent Lord Roland wieder sah. Als er bei ihr vor sprach, fiel ihr sofort der gespannte, nervöse Ausdruck in seinem Gesicht und sein ungewohntes Wesen auf.

„Sie sind doch nicht krank?“ fragte sie.

„O nein; doch diese verhaßte Neujeeland-Bill soll nächstens vor das Unterhaus kommen, und da . . .“

„Und da haben Sie wie ein Verrückter daran gearbeitet und sich dabei überanstrengt; das gleicht wieder so ganz Ihnen! Chadwick Lowndes . . . Ich denke oftmals, Sie seien wie geschaffen, die ganze Gegenpartei bei dieser wie auch bei andern Fragen sich Ihnen geneigt zu machen. Chadwick Lowndes kann Sie hierin unmöglich schlagen; denn Sie haben unstreitig Recht und Gerechtigkeit auf Ihrer Seite!“

Nun sprach sie mit ihm über alle Einzelheiten der Bill mit einem Verständnis, einer Scharfsicht und Gründlichkeit, die ihn bei irgend einer andern englischen Dame überrascht haben würde. „Deswegen können Sie ruhig schlafen,“ endete sie mit einem Lächeln; „Ihnen gehört schon jetzt der Sieg. Die Bill muß durchgehen! Und nun“ — ihre Stimme veränderte sich plötzlich zu den weichsten weiblichen Lauten — „muß ich Ihnen erzählen, daß, während Sie den armen Luke Plantyre begruben, ich seine Nichte besucht habe!“

„Christine?“

„Sawohl, schon dreimal war ich im Towerly Institut!“ Ihr Gesicht leuchtete ihm wie ein Stern entgegen, ihre zarten Hände zuckten erregt in ihrem Schoß. „Sie ist reizend, ganz allerliebste! Sie ist bewundernswürdig! Sie wird die Meine werden . . . ja, die Meine! Ich habe ihr meine Liebe erklärt, und sie hat sie erwidert!“

„Glückliche Christine!“ war alles, was er erwidern konnte.

„Morgen kommt sie hierher als meine Adoptivtochter. Warum sagten Sie mir nicht, daß sie so hübsch sei?“

„Tat ich es wirklich nicht?“ stammelte er.

„Verzeihen Sie mir!“ rief sie aus, als plötzlich heiße Tränen aus ihren Augen quollen. „Wie konnten Sie wissen? Wie wäre es möglich, daß Sie es wissen sollten?“

„Was wissen?“ bemerkte er wie geistesabwesend.

„Daß sie gerade so ist, wie Sibylle mit zwölf Jahren möchte ausgesehen haben! Sie ist das reine Ebenbild meiner Sibylle!“

Lady Millicent stand auf und trat auf Lord Roland zu. Sie nahm seine beiden Hände und drückte sie innig, indem sie sich leicht über ihn beugte, in ihrer Nähe berauschend für den Mann, der sie anbetete.

„Ich möchte Ihnen von ganzem Herzen danken! Sie haben sie mir gegeben — ohne Sie hätte ich sie nie gefunden — um sie zu behalten und zu lieben, wie ich es nun tun werde! Sprechen Sie nicht, nein, nein, nicht ein Wort, jetzt! Es ist alles zu schön, gerade so, wie es ist!“ In plötzlicher Eingebung bückte sie sich und drückte einen Kuß auf seine Stirne. „Gott segne Sie, Roland! Wenn Sie das nächste Mal zu mir kommen, werden Sie uns zusammen finden!“ Dann verließ sie ihn und eilte aus dem Zimmer.

Einige Tage später, als er bei ihr eintrat, saß Christine zur Seite, einfach, aber geschmackvoll gekleidet.

Diese Adoption wurde in der vornehmen Londoner Welt eifrig besprochen und noch etwas anderes dazu. Lord Roland, so jagte man, habe den langersehnten Ersatz für ihr verlorenes blindes Kind gefunden und Chadwick Lowndes, wütend über diesen erschlichenen Vorsprung, habe solch lächerlichen Kummer an den Tag gelegt, daß seine wiederholten Mißerfolge dem zuzuschreiben seien.

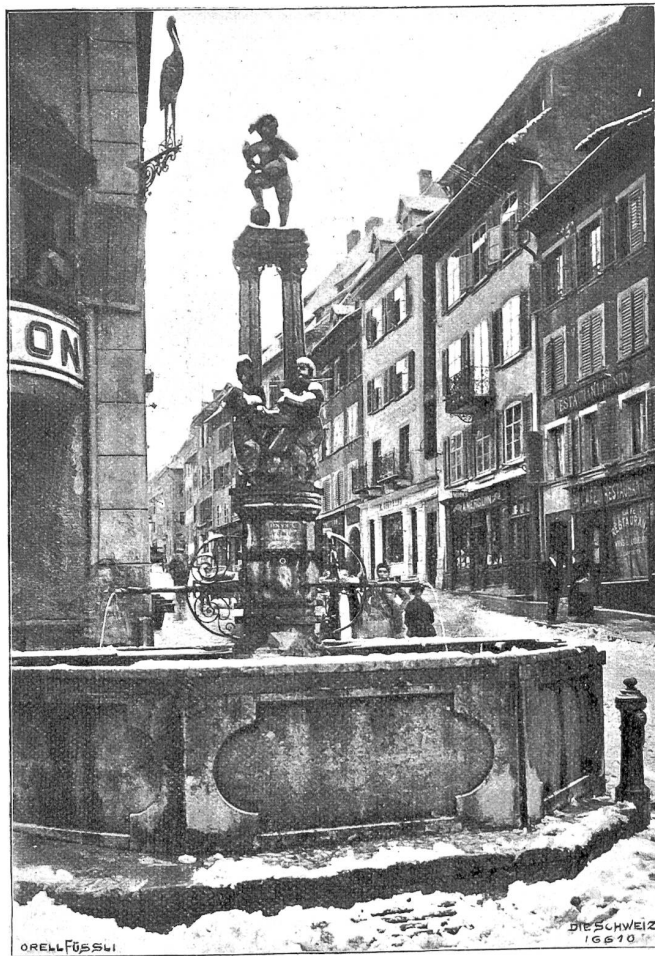
Es kamen nun zwei junge Mädchen, die Christine zu ihrem von nun an täglichen Spaziergang im Park abholten. Obschon das Kind gern dahin zu gehen schien, wo man, wie sie sich so hübsch ausdrückte, den Duft der Blumen berühren konnte, wurde es von Lady Millicent zärtlich umarmt und geküßt, als gelte es einen Abschied auf Nimmerwiedersehen.

„Es ist doch sonderbar!“ sagte Lord Roland, als sie endlich allein beisammen waren.

„Durchaus nicht sonderbar!“ verneinte sie, sofort herausführend, was er sagen wollte. „Ich habe alle diese Jahre verloren und bin nun bestrebt, sie zurückzugewinnen.“

„Doch ist es ja nicht Sibylle!“

„Sie ist allerdings Christine, das göttliche Geschenk, der goldene Ersatz. Wenn ich eine fromme Christin wäre, welche schön geschmückten, mit Juwelen geschmückten Altar wollte ich bauen lassen und täglich einige Stunden in dankbarer Andacht davor knien . . . Doch jetzt,“ brach sie dieses Thema ab, indem ihr Ton in den lebhafteren Anrede überging, „lassen Sie uns



„La Samaritaine“, alter Brunnen in Brantrot.

meinen armen Egoismus vergessen und von dem sprechen, was Sie in letzter Zeit getan haben;“ ich meine, seitdem Sie in so bewundernswürdiger Weise geholfen haben, die Neuseeland-Bill durchzubringen. Ich saß auf der Gallerie, während Sie Ihre glänzende Rede hielten. . . .“

„Ermutigt durch Sie!“

„Ich danke; Sie sehen, ich war kein falscher Prophet! Wie ist es mit Blantyres Nachlaß, haben Sie irgend etwas von Wert finden können?“

„N . . . nein!“ Er sprach zögernd, die Augen auf den Boden geheftet. „Ich habe alle Bücher für Christine, wenn sie einmal ins richtige Alter kommt, zusammengepackt und aufgehoben. Sie ist die alleinige Erbin. Der Rest? Es ist eine Masse von Papieren, Briefen, nichts von Bedeutung! Ich habe all dies ebenfalls zusammengepackt.“

„Keine neuen Verse? Sind Sie dessen ganz sicher?“

„Ganz sicher?“ Er legte solch scharfen Nachdruck auf seine Worte, daß sie etwas stußig wurde; dann fügte er ruhiger hinzu: „Glauben Sie denn, Millicent, ich hätte es Ihnen nicht gleich gesagt, wenn ich etwas derartiges gefunden hätte?“

Sie kannte ihn so gut, daß während einiger Augenblicke sein Wesen sie befremdete; im Laufe weitem Gesprächs jedoch, wobei er ihre gegenwärtigen Beziehungen zu Chadwick Lowndes zu erforschen suchte und halb verschleiert, halb offen es ihr nahelegte, sie möchte sich endlich einmal aussprechen, daß sie willens sei, ihn zu heiraten, verloren sich jene augenblicklichen, unangenehmen Eindrücke.

„Ich muß mir längere Bedenkzeit ausbitten,“ sagte sie endlich, als er innehielt.

„Ach, immer dasselbe!“ Er stand auf und fing an, mit raschen Schritten und gesenktem Haupt das Zimmer zu messen.



Die Habsburg, von Südwesten gesehen.

Plötzlich blieb er bei ihrem Stuhle stehen und sagte in zweifelungsvollem Tone: „Sie haben mich nie geliebt, wie Sie den andern nie geliebt haben! Es ist bei Ihnen nur die Frage, mit welchem von uns beiden Sie sich bei einer Heirat stolzer fühlen würden!“

„Roland!“ schalt sie, wenn auch nicht barsch.

„O, ich meine nicht stolz vor der Welt! Sie sind natürlicherweise dazu berechtigt, und wie ich vermute, dürften Sie es mit einem jeden von uns sein. Es gibt jedoch noch eine andere Befriedigung, die ein entlegener Winkel in Ihrem seltsamen Gemüts-Labyrinth erheischt. Hören Sie nun! Sie haben Blantyre's Buch so sehr bewundert . . .“

„Jawohl,“ gab sie zu, indem sie den erstaunten Blick fragend auf ihn richtete.

„Nun gut, neulich habe ich unter meinen eigenen Versen Umschau gehalten, unter meinen neuen nämlich, unter denjenigen, die ich Sie noch nie sehen ließ, weil ich immer Ihre Kritik fürchtete . . .“

„Und nun?“

„Als er so vor ihr stand, dieser Staatsmann, der den Applaus des Senates entgegengenommen hatte, schien es, als kämpfe er gegen eine knabenhafte Schüchternheit.“

„Und wissen Sie, Milicent, es gibt Zeiten, da ich beinahe entschlossen bin, sie Ihnen zu zeigen . . .“

„Ich wünschte sehr,“ erwiderte sie herb, „daß Sie meinem Urteil nicht den mindesten Wert beilegen!“ Ihre Stimme wurde etwas sanfter, obschon sie in ihrem Verweife fortfuhr: „Wie oft habe ich Sie schon versichert, daß meine Liebhabereien und Abneigungen in der Literatur ein Geschmacks- und Geratewohl sind; sie gründen sich nicht auf Begriffe . . .“ Sein ungläubiges Lächeln ließ sie innehalten. „O Roland,“ fuhr sie fort, einen Seufzer der Ungebuld ausstoßend, „warum nur wollen

Sie mir das nicht glauben? Wann werde ich übrigens Ihre Verse sehen?“

„Sobald es Ihnen beliebt!“

„Dann geben Sie mir sie sofort!“

„Das Manuskript verließ gestern die Hände des Maschinenschreibers. Ich werde Ihnen diesen Abend eine Abschrift zustellen . . . wenn Sie wollen?“

„Wollen!“ lachte sie. Die augenblickliche Umwandlung von Aerger war verflogen. „Bitte, sagen Sie mir, welchen Titel Ihr neuer Band trägt?“

„Stürme und Stille . . . Ich konnte keinen andern Namen dafür finden.“

Sie berührte mit drei Fingerspitzen ihre Stirne, als ob sie nachdenke. „Ein wunderbarer, vielversprechender Titel! Ich gratuliere Ihnen in dieser Hinsicht!“

„Danke.“

„Wenn Sie mir die Abschrift diesen Abend noch schicken, umso besser. Ich gehe morgen für eine Woche nach Thrang.“ Sie meinte damit Thrang Hall in Surrey, einen reizenden Landschaft, den sie immer ihre eigentliche Heimat genannt. „Es ist so wunderschön dort. Ich werde freilich einige große Abendgesellschaften, an denen mir nichts liegt, und einen oder zwei schreckliche Bälle dadurch versäumen. Christine und ich werden dafür lange Spaziergänge in den Tannenwaldungen machen, wobei ich ‚Stürme und Stille‘ mit mir tragen werde.“ Sie gab ihm die Hand, die er eifrig mit beiden Händen ergriff, indem er sich über sie beugte. „Gegen Ende der Woche, sagen wir Freitag, werde ich Ihnen vielleicht schreiben und Sie bitten, mir einen Besuch abzustatten. Liegt irgendetwas Wichtiges vor, das Sie nicht verschieben könnten?“

„Nichts, das ich nicht verschieben wollte! Und . . . Chadwick Lowndes?“

„Während der ganzen Zeit, da ich mich in Thrang aufhalte, werde ich ihn nicht sehen,“ erwiderte sie, etwas zögernd und im Tone eines leisen Vorwurfes. „Ich gehe dorthin, um Ruhe, vollständige Ruhe zu haben. Bis jetzt war dies eine anstrengende Saison, wie Sie wissen. Es wird mir niemand Gesellschaft leisten als Christine und“ — sie zögerte — „Sie; beide werden die ganze Zeit, solange ich dort weile, mit mir sein!“

„Die ganze Zeit?“ rief er aus.

„Ihr Buch und Sie. Dies gibt eine majestätische Mehrzahl, nicht wahr?“

IV.

Das Entzücken von Christine in Thrang Hall berauschte förmlich ihre neue Pflegerin. Es schien, als ob das Kind die roten spitzen Ziegeldächer, die zwischen dunkelgrünen Lärchen und Tannen hervorstakten, wirklich zu sehen vermöge. Es tauchte seine Händchen in das silberklare Wasser des kleinen Baches und erzählte Lady Milicent so seltsam rührende Dinge, wie er und der gelegentlich daherschwimmende Schwan wohl aussehen möchten, daß seine Zuhörerin beständig zwischen Lächeln und Tränen der Rührung schwankte.

Mit der Besitzerin des Landgutes war aber auch noch eine andere mächtige Quelle des Vergnügens nach Thrang Hall gekommen. Kaum hatte sie einige Seiten der Maschinenschrift von „Stürme und Stille“ überflogen, als Funken heller Begeisterung durch ihre Atern zuckten. Einige lyrische Stücke kamen ihr unvergleichlich schön vor, einige der erzählenden und dramatischen Gedichte sprachen sie an als wahre Meisterwerke von Gefühl und Feuer.

„Und all diese Zeit,“ dachte sie nach, „hat er an diesen edeln Schöpfungen gearbeitet! In gewisser Hinsicht gleichen sie denjenigen des armen Blantyre, man spürt darin seinen Einfluß. Sie sind indessen eher noch besser! Was werde ich zu ihm sagen, wenn er hierherkommt?“ Das Blut stieg ihr ins Gesicht. „Was soll ich sagen? Er ist solch schöner, edler Gedanken fähig! Er hat eine so tiefe Natur, wie diese Dichtungen selbst!“

Während zwei Tagen nahm die Poesie von „Stürme und Stille“ ihr ganzes Wesen unaufhörlich gefangen. Christine

war immer neben ihr, wenn sie las; die Hand des Kindes ruhte fest in der ihrigen. Am Freitag dieser Woche sandte Lady Millicent ihr Einladungstelegramm: „Kommen Sie, wie ich gefragt! Ich bin entzückt von Ihrem Buche! Es sollte Ihnen großen Ruhm eintragen, und ich glaube auch, es wird dies tun!“

Dies war in früher Morgenstunde von Thrang telegraphiert worden. Bald nach dem Frühstück machte Lady Millicent mit Christine einen Spaziergang. Sie trug das geschätzte Manuskript, und nach langem Umherschweifen durch Wiesen und Gebüsch kamen sie an eines der schönsten Plätzchen im Tannengebüsch von ganz Surrey — diesem an wunderschönen Tannenwäldern so reichen Land — ein Plätzchen, von dem aus man den schmalen, sich windenden Fluß sehen konnte, der zwischen den geraden braunen Baumstämmen herauf glitzerte. Es war einer jener englischen Junitage, die besonders bezaubernd auf das Gemüt einwirken. Mächtige weiße Wolken zogen am klaren Himmel dahin, und es schien, als ob jeder Vogel, der durch die Lüfte flog, mit seinen Genossen um die Würde eines Hofjägers wetteifern wollte.

Der Teppich von dünnen Nadeln war ganz trocken, und Lady Millicent ließ sich darauf nieder, indem sie ihre kleine Gefährtin zu sich zog, damit sie sich an ihre Seite schmiege. Christine streckte nach einer Weile ihre Hand aus und berührte sanft die Blätter des Manuskriptes.

„Lesen Sie?“ fragte sie.

„Ja, meine Liebe!“

„Ist es hübsch?“

„Ja . . . sehr!“ lachte sie und berührte die Stirne des

Kindes mit ihren Lippen. „Doch nicht so hübsch, wie die Bücher, die ich dir laut vorlese. Ich hätte eines mitbringen sollen; es war recht selbstsüchtig von mir, dies zu vergessen!“

„Sie sind nie selbstsüchtig,“ sagte Christine mit weicher Entschiedenheit. Ihre Finger kändelten mit den lojen Kanten der Blätter. „Dies ist aber kein Buch,“ fuhr sie fort, „es ist ja nur Papier; es hat keinen Deckel. . .“

„Ganz recht; aber eines Tages wird es einen Deckel haben, und Tausende von Exemplaren werden verkauft und gekauft werden. Es sind Gedichte von Lord Roland, den du kennst; er hat sie geschrieben.“

„Ah,“ sagte Christine sanft und traurig, „schreibt er auch Gedichte? Mein Onkel Luke pflegte solche zu schreiben. . .“ Und dann erzählte sie einfach und wie im Traum verloren von ihren langen Spaziergängen mit ihrem Beschützer durch die Straßen Londons und wie er ihr von seinen zwei Büchern berichtete, von dem einen, das so verachtet worden war und von dem andern, das niemand sehen sollte vor seinem Tode. „Ich verstand das nicht so recht,“ fügte sie hinzu; „doch jetzt kann ich es besser verstehen. . . Der arme Onkel Luke!“

„So war also noch ein anderes Buch?“ murmelte Lady Millicent wie zu sich selbst.

„O ja, es waren zwei. Das eine trug den Titel ‚Stimmen und Visionen‘. Ich hörte diesen Namen so oft, so oft, daß ich ihn nicht vergessen kann, wenn ich es auch versuchte. Und das andere . . . Christine hielt inne und legte die Finger an die Stirne — „O, ich erinnere mich auch dieses Namens ganz gut; nur in dem Augenblick will er mir nicht zu Sinn kommen.“

(Schluß folgt).

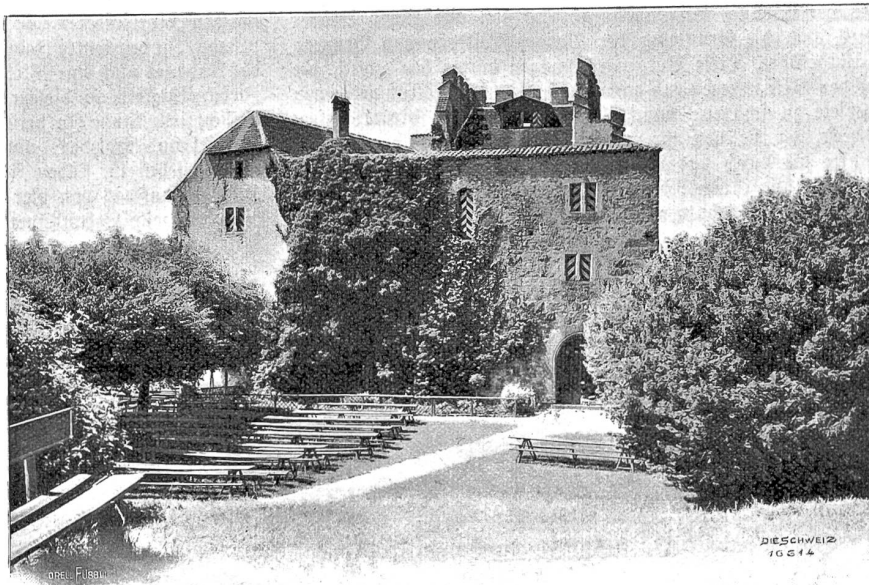
Die Habsburg.

Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Unser großes Nachbarreich im Osten feiert dieses Jahr ein äußerst seltenes Jubiläum, das sechzigste Regierungsjahr seines Herrschers, ein Ereignis, das auch dem in unserem Lande gelegenen Stammbaum der Dynastie erhöhtes Interesse zuwenden wird. Ist doch erst in den letzten Tagen aus diesem Anlasse das Gesuch gestellt worden, auf der Habsburg irgend ein Gedenkzeichen anbringen zu dürfen, das schließlich an dieser Stätte wohl mehr Berechtigung hätte als z. B. das Denkmal des Braunschweiger Diamantenherzogs zu Genf. Früher sind auch mehrfach Versuche gemacht worden, die Burgruine zu Händen des österreichischen Herrscherhauses anzukaufen; aber die aargauische Regierung hat diese Versuche so kategorisch abgewiesen, daß sie jetzt, wo ein besonderer Anlaß dazu vorläge, gar nicht mehr wiederholt wurden. Außerdem hat der Kanton Aargau, als Besitzer der Burg, für eine würdige Instandhaltung des geschichtlich interessanten Bauwerkes Sorge getragen, sodaß die früher erhobenen Vorwürfe gegenstandslos geworden sind.

Die Habsburg zählt zu den ältesten der heute noch bestehenden Burgen der Schweiz; ihre Gründung fällt um das Jahr 1020, und aus dieser Zeit ist der gewaltige schwarze Turm an der Westseite noch erhalten. Er ist aus großen rohbehauenen Bruchsteinen gefügt. Das Mauerwerk, in dem sich nur einige schmale Scharten befinden, ist bis auf 2,20 Meter dick. Seine Höhe beträgt 24 Meter; doch ist die oberste Bekrönung erst bei den neuern Renovationsarbeiten aufgesetzt worden.

Der zweite kleinere Turm und das Wohngebäude sind jüngern Datums, letzteres von 1559; doch sind sie dem ältesten Teil glücklich angefügt, sodaß der Gesamteindruck des ganzen Baues nicht ungünstig ist. Das Geschlecht des StifTERS der Burg entstammt einem alten und berühmten Herzogsgeschlechte des Elsaß, das schon im zehnten Jahrhundert beträchtliche Gebiete des heutigen Aargau sein eigen nannte. Dieses sogenannte Eigenamt umfaßte die Gegend zwischen der Aare, Reuß und dem Reftenberg mit der Burg Altenburg oberhalb Brugg, deren Namen die Grafen sich auch beileigten. Der älteste bekannte Graf von Altenburg, Landolt oder Lanzelin, hatte zwei Söhne, Radbot und Wernher, letzterer Bischof von Straßburg



Die Habsburg, von der Ostseite mit dem Eingang zur Burg.